

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Anekdoten

urn:nbn:de:bsz:31-62031

„Als es vor meiner Thüre lag, konnte ich mich nicht entschließen, dies unschuldige Kind hilflos zu lassen; ich dachte, es würde sich wohl auch mit meinen andern Kindern satt essen. Meine selige Frau nahm es selbst auf und sagte, dieses Eine würde unsere Last eben nicht sehr vermehren.“

Der edelthunende Kaiser belohnte den Pfleger für seine edle Gesinnung und That, indem er ihm für jedes von seinen Kindern, und auch für dies fremde Kind, einen jährlichen Gnadengehalt zu Theil werden ließ.

Sonderbare Heilung.

Anatole Bregaud, Landmann und Familienvater in der Gemeinde Liesle, hatte in Folge einer Krankheit, die ihm zuerst den rechten Schenkel und den rechten Fuß gelähmt, die Sprache völlig verloren. Er war seit zwei Jahren stumm, und hatte sich bereits an den Gedanken gewöhnt, es lebenslanglich zu sein, als er plötzlich durch ein sonderbares Mittel die Stimme wieder erhielt. Da er gehört hatte, Stumme wären geheilt worden, wenn sie alte Schuhe ins Feuer geworfen und den sinkenden Rauch, der sich beim Brennen aus ihnen entwickelt, einathmet hätten, so zögerte er nicht, von diesem seltsamen Mittel ebenfalls Gebrauch zu machen. Er steht eines Morgens früh um 4 Uhr auf, trägt alle alten Schuhe im Hause, nebst Huträndern, alten Strumpfocken u. s. w., zusammen, und legt es, nebst etwas kleinem Holze, in den Ofen. Dann verstopft er das Ofenrohr, schließt Thüren und Fenster der Stube, um nichts von dem Wohlgeruche zu verlieren, und hält nun den Mund an das Ofenloch. Seine Frau, die in der Nebenkammer schläft (der er, als er aufstand, zu verstehen gab, sie solle das Bett nicht verlassen), riecht bald Rauch und erstickenden Gestank, die sich im Hause verbreiten, eilt in die Stube, wo ihr Mann die seltsame Arznei braucht, und findet ihn umgefallen. Als er sie sah, rief er, der so lange nicht gesprochen hatte: „Ich bin verastet! Ich bin verloren!“ Die zu Hülfe gekommenen Nachbarn tragen ihn fast erstickt aus der sinkenden Luft. Man gibt sich alle Mühe mit ihm, und nach einem lang-

dauernden, heftigen Husten kommt er zu sich und spricht zum großen Ersauern aller Anwesenden, die kaum ihren Dören zu trauen wagen. Bald springt er ganz erheitert auf, und eilt zu seinen Eltern und Freunden, um ihnen sein Glück zu erzählen. Die Sache wird durch ein Protokoll des Maire von Liesle bestätigt.

Anekdoten.

Zwei Mannspersonen standen bei einander, als ein junges Frauenzimmer vor ihnen vorüberging. Der Eine sagte: „Da geht das schönste Frauenzimmer, das ich je gesehen habe.“ Sie kehrte sich um, und da er häßlich ausah, verletzete sie: „Ich wollte, mein Herr, daß ich von ihnen das auch sagen könnte!“ — „Das können sie leicht thun,“ antwortete dieser, „und so lügen wie ich.“

Man erzählt folgende Anekdote von einem Wirth zu Altona, für deren Wahrhaftigkeit gebürgt wird.

Herr Mar, Wirth zum König von Hannover, sitzt eines Abends halb schlafend vor der Thüre, da tritt ein ziemlich wohlgekleideter junger Mann heran und begehrt mit ihm zu sprechen.

M. Was steht zu Ihrem Befehl, mein Wertheßer?

N. (der Fremde). Ich habe Ihnen etwas zu eröffnen, was — man kann nicht wissen, Herr M. — was Ihnen dereinst von großem Nutzen sein könnte.

M. Et, so lassen Sie hören, mein Bester.

N. Allerdings, lieber Freund, ich komme ja deshalb zu Ihnen; aber eine Bedingung: Sie geben mir vorher ein anständiges Abendessen und eine Flasche Wein.

M. Mein Wertheßer, der Handel ist ungleich; da wissen Sie, was Sie bekommen, ich aber nicht.

N. Ich muß dennoch aus guten Gründen auf dieser Bedingung beharren, und wollen sie mir nicht trauen, so sehe ich mich genöthigt, mein Geheimniß für mich zu behalten. Aber besinnen Sie sich; wie gesagt, man kann nicht wissen, welche Entdeckung

könnte Ihnen einst gar sehr zu statten kommen, und —

M. Nun, so mag's drum sein, und wär's auch nur, weil Sie mich neugierig gemacht haben. Johann! — Es kommt mir auch eben auf eine Flasche Wein nicht an; — nehmen Sie Maß. — Johann, den Speisetisch! — Hier, mein Herr, wählen Sie. — Eine Flasche Margaux, Johann!

M. Sie haben die Bedingung erfüllt; jetzt bitte ich, mich ruhig essen zu lassen, dann werde auch ich mein Wort lösen.

Der Fremde läßt sich trefflich schmecken, der Wirth aber macht sich scheinbar dies und das zu thun und behält den Gast im Auge, während, er werde ihm heimlich zu entwichen suchen. Herr Mar irrete sich. Nach reichlich genossenem Mahle erhebt sich der Fremde, lobt die Speisen und den Wein und bittet Herrn Mar, mit ihm in eine abgelegene Fenster niche zu treten, wo er ihn mit folgender Erklärung überrascht:

„Ich muß Ihnen zuerst die Ursache meiner Bedingung mittheilen. Sie ist nämlich ganz einfach die, daß ich so eben — und wie Sie begreifen werden, sehr hungrig und durstig — von der Treitmühle komme; und meine Entdeckung ist folgende: Sollten Sie — wie gesagt, man kann nicht wissen — vielleicht auch einmal die persönliche Bekanntschaft dieses nützlichen Instituts machen, so rathe ich Ihnen, gehen Sie auf die linke Seite, da tritt sich weit leichter und bequemer, als auf der rechten. Ich empfehle mich Ihnen, Herr Mar.“

Ein Dorfkantor wollte das Kirchweibfest einmal mit einer solennen Kirchenmusik feiern, und hat den bekannten Telemann, ihm zu dieser Festlichkeit eine Cantate zu componiren, indem er ihm sagte, alle Schullehrer und Kantoren aus der Nachbarschaft würden durch ihren Gesang und ihre Kunst auf Instrumenten zur Verherrlichung derselben beitragen. Auf vielfältiges, zudringliches Bitten des angeblasenen Kantors versprach der Hofmusikdirector Telemann in Gotha endlich, seinem Wunsche zu willfahren, indem er aber die Bedingung machte, irgend einen Text aus der Schrift sich selbst zu seiner Arbeit wählen zu dürfen. Die

Cantate wurde zur bestimmten Zeit fertig, und man veranstaltete die nöthige Probe. Telemann hatte zum Text den biblischen Spruch gewählt: „Wir können nichts wider den Herrn reden.“ und ihn als Fuge behandelt. Die Fuge begann, und aus allen Keylen erscholl um die Wette das Jammergeschrei: „Wir — wir — wir können nichts, nichts — wir können nichts — nichts können wir.“ — Nachdem eine geraume Zeit die ganze Confraternität, ohne etwas Schlimmes zu ahnen, so fortgeschrien hatte, brach endlich Telemann mit musikalischen Freunden, die er mitgebracht hatte, in ein lang gehaltenes Gelächter aus, worüber die ganze Gesellschaft, wie vom Donner gerührt, sich anblickte. Zum Trost für den armen, ganz zerknirschten Dorfkantor und seine schwachen Kollegen zog Telemann ein anderes, ganz leichtes Musikstück hervor, welches ziemlich gut ging und seinen Endzweck erreichte. —

Ein Mann, der Abends spät durch eine Strafe von Paris ging, begegnete einem Keri, der einen Dolch im Mondschein blitzen ließ und ihm mit rauber Stimme zurief: „Die Hölle!“ Ganz ruhig erwiderte unser Mann: „Das ist jenes große Gebäude, welches ihr dort unten seht.“ Der Räuber stand ganz verblüfft, und der Andere lief so schnell wie möglich davon.

In einem der bedeutendern Gasthöfe einer leuchtenden Residenzstadt Thüringens kam ein Landmann, welcher Holz bereingefahren hatte, mit seinen beiden Ochsen, um sie in den Stall des Hauses zu bringen. Der Gastwirth hand zufällig vor der Thüre. Der Bauer trug ihm sein Anliegen vor, erhielt jedoch die spöttische Antwort: „In meinem Gasthofe werden keine Ochsen aufgenommen, es sind deren schon genug darin!“ — Mit der größten Ruhe drehte sich der Bauer mit seinem Gespann herum und erwiderte, den Gastwirth pöflich anblickend, ganz trocken: „Das seht ihr.“

In einer Familie, die viele Kinder hatte, theilte der Großvater Apfelsuchen an die Kleinen aus. Ein fremder Knabe von sechs Jahren, welcher bei den Kindern des Hauses



war, wurde zufällig vergessen. Er harrete eine Weile, darauf rechnend, daß das Versetzen gut gemacht würde. Als das nicht geschah, trat er an den Alten heran und sagte: „Du kannst doch nicht Apfelsuchen buchstabiren!?“ Erst jetzt bemerkte der Greis das Versetzen und gab lachend dem kleinen naiv-beschriebenen Forderer sein Stück Apfelsuchen! —

Wenn die Noth am größten, ist
uns Gott am nächsten.

Das Handelshaus Grut van Steen war im Beginn des siebenzehnten Jahrhunderts eines der angesehensten, reichsten und festbegründetsten in Hamburg. Ober des Hauses war damals Herrmann Grut, der nach dem Tode des ehrwürdigen Vaters mit der Handlung und dem Hause auch den alten Fansen als Erbsäck mit überkommen hatte, einen godtreuen Diener des Hauses, mit Leib und Seele, wie sonst dem alten, nun dem jungen Herrn zugethan, welchen er schon als Kind auf den Knien geschaukelt hatte. Wenige verstanden das Handelswesen damalsiger Zeit bis in seine äußersten Verzweigungen so von Grund aus, wie der alte Fansen, daher galt auch sein Wort in der Schreibstube, wie das des Herrn selbst.

Der 30jährige Krieg verheerte schon seit 20 Jahren unser armes Vaterland durch Raub, Mord und Brand von einem äußersten Ende zum andern; Städte und Dörfer waren zu Hunderten verheert und verlassen von den Bewohnern, die mit dem Vieh in die Wälder geflohen waren, um sich vor den räuberisch, blutigen Händen der gottlosen Kanzenknechte zu retten. Bei diesem allen und der Unsicherheit der Straßen in allen Landen war es kein Wunder, daß der Handel stockte, und vorzüglich der Vertrieb ins Innere von Deutschland gelähmt war. Das fühlte man auch im Comptoir des Herrn Herrmann Grut, da schon seit längerer Zeit viel seltener und weniger bewacht die Saumrosse und Frachtwagen vor dem Hause hielten, und drinnen wars oft Wochen lang so still, wie in einer Kirche,

während es sonst manchen Tag in und vor dem Hause fast so lebhaft berging, als auf dem großen Markte.

Da geschah es eines Morgens, daß, nachdem Herr Fansen im Comptoir lange den Kopf geschüttelt, und dann noch länger gedankenvoll von seinen Britzen weg hinauf an die braun gefäselte Zimmerdecke so starr geschaut hatte, als wolle er die Fliegen oben zählen, er sechsmal nach einander mit seinem Schwanzkiel in das große silberne Tintensaf dankte, die übervolle Feder gewaltig auf den Tisch stampfte, und dadurch den vor ihm liegenden angefangenen Brief, von oben bis unten mit Dintenflecken markirte, auf einmal fertig machte. Herr Herrmann, ihm gegenüber sitzend, fuhr fast erschrocken vom Sitze auf und sagte: „Ei, Fansen, haben wir denn heute St. Veitstag, oder seid ihr vielleicht zum erstenmal in euerem Leben so früh schon in den Ratbskeller gerathen und habt von einem spanischen Fäsklein gekostet?“ „Nein, Herr,“ antwortete Fansen mürrisch, „aber so gebts nimmer; bei uns in Deutschland iss aus mir dem Gewun auf gewöhnlichem Weg bei dem verwetterten Krieg. Rog Blitz und Gustav! was hilft uns unser großes Schiff, das immer an der Küste wie eine Schnecke sich binwendet, um uns die sündbeueren Waaren von den gezig'n Vnu Heern aus Holland beizuholen; wir müssen zwanzigsach bezahlen, was wir einfach aus der ersten Hand haben könnten von ihren Nachbarn den Engländern und in Amerikka selbst. Gebt mir auf ein Jahr das Schiff und so viel Geld und Nürnberger Waaren als möglich, und laßt mich nach der neuen Welt fahren; ihr wißt, der alte Fansen war schon zweimal dort und verliert den Kram. Zwar der alte Herr war auch immer ängstlich und meinte, es lasse sich ja ohne große Wagniß schon bei uns was gewinnen; aber das ist nun anders geworden, drum muß mans anders treiben.“

Da standen die beiden Herren auf, gingen lange im Zimmer auf und ab und beratschlagten. Nachdem nun jedes Für und Wider hinreichend erwogen worden, wie es verständigen Männern ziemt, wurde beschlossen, daß Fansen reisen sollte.